

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Schlangenring. Erzählung von Stefany Volk, Bilder L. Barth

[urn:nbn:de:bsz:31-338847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338847)

Der Schlangerring

Erzählung von Umformung Volk, Bildm.: L. Louch

I.

Man schrieb das Jahr 1877. Der Lenz tollte hinein in die tiefsten Schwarzwaldtäler, blies eine jauchzende Musik in den unendlichen Wäldern und schüttelte die Sträucher, daß die ersten Knospen hervorschwelkten. Scheu duckten sich die letzten, weißen Flecke vor dem kecken Gesellen, bei dessen warmem Gruß sie in Tränen zerfloßen. Tausend Kobolde sprangen aus der Erde. Ein Klingen und Singen lag in der Luft. Ströme voll Freude durchrannen die Welt und suchten den Weg in bereite Menschenherzen.

Ein Sonntagabend war's. Schon war die Abendglocke verhallt. Feierliche Stille lag überm Thal. Die weiterverstreuten Gehöfte blickten schlaftrunken in die Einsamkeit, und der Wald hielt den Atem an.

Droben auf steilhängendem Berge stand die Wirtschaft „zum Krug“. Dort ging es lustig zu. Viel junges Volk hatte sich eingefunden und nun wurde gesungen, gespielt und getanzt, daß es nur so eine Art hatte.

Am runden Tisch saßen einige Bürger beim Cego. Mitunter sahen sie dem Treiben der Jugend lächelnd zu. Bei ihnen saß der Wirt, der durch seine gewandte Art in Wort und Bewegung verriet, daß er schon weiter gewesen war, als in dem abgelegenen Distelberg. Tatsächlich war er viele Jahre in der Fremde gewesen. Hatte sich dann die Wirtschaft hoch überm Fels gekauft, die sich durch den Bahnbau der letzten Jahre so rentiert hatte, daß der Krugwirt weitem als reicher Mann galt.

Er hatte nur einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war in allem sein getreues Ebenbild, nur noch ein bißchen eingebildeter als der Alte, der mit den Vorzügen des Jungen nicht genug prahlen konnte. Die Tochter hatte ihm voriges Jahr, während des Bahnbaues, einen Schwiegerjohn zugeführt, der ihm durch seine besonderen Fähigkeiten als Lockvogel für seine Wirtschaft gute Dienste tat.

Es wurde auf einmal still in der matterhellten Stube. Ein junger Mann mit braunem Gesicht und glutvollen Augen, ganz der Typ eines Südländers, schwang sich auf einen der Tische und entlockte seiner Handharmonika so wilde, leidenschaftliche Weisen, daß alles, wie gebannt lauschte. Die Augen glühten, die Pulse flogen, aus jedem Ton schrieb das heiße, ungezügelter Temperament des Spielers.

„Maidli, wia Milch un Bluet,
Buebe wia Danne,

Wiber mit Bendelhuet,
Gschopete Manne.
Kinder nu luschtig gsi,
tue m'r it munte!
Hit trink i brennte Wi,
Morge isch alles hi,
rum und versunkel!
Eidideldumm, eidideldumm,
drill di zwei dreimol rum
Eidideldumm, eidideldumm,
drill di mol rum. . . .“

Die jungen Leute tobten Beifall und auch die droben am Tisch stießen an und tranken sich wie in neuerwachter Lebensfreude zu.

Der Wirt rieb sich vergnügt die Hände. So war's recht: die Alten wurden jung mit den Jungen und ließen in diesem Zustand das meiste Geld fahren. Ja, seit der Pedro sein Schwiegerjohn war, ging das Geschäft doppelt so gut wie früher. Er hatte eine Art, die Leute mit sich fortzureißen. Seine Annemarie hatte doch einen guten Geschmack gehabt, als sie sich gerade den angelte.

Er nahm einen tiefen Schluck und klopfte dem Müller, der neben ihm saß, auf die Schulter:

„Gelt, bei uns da heroben ist's lustiger, als in deiner verlassenen Mühle im Grund!“

Der Müller, ein noch junger, wortkarger Mann, zog die Augenbrauen zusammen.

„Mir paßt's, wie's isch!“ sagte er kurz. Sie waren Brudersöhne: der Wirt und der Müller. Aber, wenn die Väter schon ganz verschiedener Art gewesen waren, so waren es die Söhne noch weit mehr. War der Wirt proßig, prahlerisch und hochmütig, so war der andere still und bescheiden und hatte das Herz auf dem rechten Fleck.

Da klang es wieder durch den Raum, schwer und melancholisch und zugleich wie zitternde Sehnsucht:

„Wüßt' ich, wo das Glück nur wär',
eilen wollt' ich, eilen —
über Berge, Länder, Meer,
viele hundert Meilen!
Pocht' an jeder Hütte an,
Forscht' in jedem Blicke:
Liebe Leute, sagt mir an:
wißt ihr nichts vom Glücke? —
Hielten mich zwei Arme fest,
Augen wie zwei Sonnen:
schlüpft ich selig in das Nest —
Glück voll Weh und Wonnen!“



Er warf ein paar harte Kronentaler
auf den Tisch, . . .

Schon zu Anfang des Liedes hatte sich die Tür geöffnet, und eine schwarzgekleidete Frauengestalt trat zögernd auf die Schwelle. Es schien, als wollte sie beim Anblick der vielen Menschen fliehen; doch glitt sie scheu und langsam durch die gaffenden Leute. Zuhinterst an einer Tischcke, die völlig im Dunklen lag, ließ sie sich nieder.

„Glück voll Weh und Wonnen“ — Klang es noch einmal zitternd auf, dann war es still, sonderbar still. Das schlichte, kleine Lied schien alle ergriffen zu haben. Doch nur eine Weile, dann ging der Tumult von neuem los.

Niemand fiel es ein, die schwarze Frau nach ihren Wünschen zu fragen.

„Siehst den Gast nit?“ frug der Müller und wies mit dem Blick nach der Fremden, die regungslos, vornübergebeugt dafas. Die oft hochmütige Art seines Vetter's ärgerte ihn über die Maßen.

„Ach was“, brummte der Wirt in seinen blonden Spitzbart, „fremdes Weibsbild, logiert schon tagelang da. Steht den ganzen Tag auf'm Grab von ihrem Mann, der vorig's Jahr an den Blattern hier gestorben sein soll. Keinen Kreuzer hat sie bis jetzt bezahlt, hat sicher kein Geld, kennt man ja — Bettelvolk!“

Ein neues Lied Pedros riß dem Müller das harte Wort von den Lippen, das er dem Wirt zuwerfen wollte. Diesmal klang es unendlich traurig durch die Stube, in der es wieder totenstill war.

„Wie leuchtest du hold
mein Kinglein von Gold!

Warum nur erzittert so traurig und bang
das Herz mir im Leibe beim güldenen Klang?

— — Mein Glück liegt in Scherben —

— — und Liebe muß sterben.

Sie kann nicht und kann nicht — o Jammer und
Not!

Sie leuchtet und flimmert und blüht ja so rot —
— und lächelt — und lächelt —
ach, wär sie doch tot! —

Durchs Fenster drang Brunnengeplätscher. Rot glühte der Lampenschein. Wie Herzblut rann es über die Dielen.

Die Fremde saß noch immer regungslos da, den Kopf tief auf die verkrampften Hände gesenkt. Pedro sprang leichtfüßig vom Tisch, riß die Handharmonika von der Ofenbank und spielte eine feurige Tanzweise. Seine Augen brannten schon wieder in heißer Lebenslust und die langen, schwarzen Haare flogen bei seinen wilden Bewegungen wirt in die Stirne. Die Burschen rissen ihre Mädchen in die Arme und flogen im tollen Wirbel dahin.

Einige Zuschauer wichen vor den wirbelnden Paaren zurück bis an die dunkle Tischcke, an der die Fremde saß. Diese beachtete sie nicht.

Eben hatte man am runden Tisch ein Spiel beendet, da kam die Fremde langsam auf den Tisch zu. Die Männer blickten erstaunt auf. Ein schmales, fremdartiges Gesicht mit viel Liebreiz und fast unnatürlich großen Augen hob sich aus dem schwarzen Kleide. Mit leiser Stimme redete sie in gebrochenem Deutsch auf den Wirt ein. Die Gäste verstanden nur soviel, daß sie morgen früh fort wolle und nun ihre Rechnung begleichen möchte.

Der Wirt gab sich um vieles freundlicher. Er brannte eine Kerze an und folgte der Frau an ihren Platz. Diese blieb vor ihrem bisherigen Sitz stehen, bewegte sich wie suchend hin und her, bückte sich und — tat einen gellenden Schrei. Wie wahnsinnig zerrte sie an einer schwarzen Tasche, wand sie nach allen Seiten und stieß in einer fremden Sprache immerfort Jammerlaute aus.

Die Musik verstummte, der Tanz brach ab. Man hörte nur noch die leidenschaftlichen Ausbrüche der Fremden. Burschen und Mädchen umgingen sie mitleidig, alle verstanden: sie ist um ihr Geld gekommen.

Die Buben krochen suchend unter den Tisch, andere rissen ihre Joppen auf, zogen das Futter ihrer Hosentaschen heraus, um zu zeigen, daß sie das Geld nicht hätten. Eines der Mädchen legte scheu die braune Hand auf den Arm der Weinenden. Dazwischen schrie der Wirtsohn, ein Bursche mit seltsam unruhigem Benehmen, laut und herrisch, man könnte ja die Polizei holen, die werde das Richtige schon herausbringen, vielleicht käme die Sache ganz anders an den Tag.

„Natürlich,“ sprach jetzt der Wirt hart, „jetzt soll das Geld auch noch gestohlen worden sein! Ha, ha! lachte er hohnvoll auf, dabei hat das Frauenzimmer keinen Kreuzer gehabt! Bettelmensch!“ schrie er, „hinaus aus meinem Haus!“

Er wies der Frau mit drohend erhobener Rechten die Tür. Da fuhr die Fremde jäh empor. Aus ihrem todblaffen Gesicht flammten die Augen in tödlichem Haß auf den zornigen Wirt. Einen Augenblick schien es, als wolle sie sich auf ihn

stürzen; plötzlich aber sank sie zusammen und schlug schluchzend die Hände vors Gesicht. Der schwächliche Körper bebte in maßloser Erregung. Wohl ging ein Murren durch die Leute, doch wagte keiner für die Arme ein Wort, alle fürchteten den brutalen Wirt.

Ein Stuhl wurde geschleudert. Mit großen Schritten stand der Müller am Tisch.

„Schäm di Lukas! Pfiu Deufell!“ Er schüttelte sich wie im Ekel. Seine Hand fuhr in die Hosentasche, er warf ein paar harte Kronentaler auf den Tisch, daß sie zornig aufklirrten.

„Da, nimm's! — Die Frau isch dir niß meh schuldig, verachtand!“

Mit unbeholfener Zartheit legte er die Hand auf die Schulter der Weinenden. „Kommt mit mir, ich b'halt euch auch ohne Geld!“

Das arme Weib hob beim Klang der gütigen Stimme das verweinte Gesicht. Sie verstand die Worte nicht alle, doch fühlte sie aus dem Ton, daß der schlichte Mann es gut mit ihr meinte, und willig ließ sie sich fortführen. Fast respektvoll wichen die Leute zurück, die beiden durchzulassen. Der Wirtsohn beugte sich zynisch lächelnd dem Müller zu:

„Bring' deine Dirn gut heim, Bette!“ höhnte er.

Der Müller sprach kein Wort. Er holte mit seiner breiten Hand aus und verfestete dem hämischen Burschen eine Ohrfeige, daß er wie ein Ball an die Wand flog.

Die Burschen johlten und die Mädchen kreischten auf. Der neue Lehrer aber rief vom runden Tisch dem Müller ein kräftiges „Bravo“ zu.

Der Müller ging ruhig seinen Weg, die Hand der noch immer heftig Zitternden in der seinen, als ob nichts geschehen wäre.

Draußen stand eine Frühlingsnacht. Mondlicht füllte das schlummernde Tal. Ein Bächlein gab den Bergabsteigenden das Geleite.

Da begann die Fremde zu reden mit Worten, die der Müller nur teilweise verstand. Und doch wußte er bald die Geschichte der jungen Frau.

Sie war das einzige Kind eines italienischen Bauunternehmers. Sie hatte ihren Vater oft an seine Arbeitsstätten in Deutschland begleitet. Vor knapp einem Jahre war sie die Frau Giovanni, eines Bauführers, geworden, der an dem Bau der Schwarzwaldbahn einen Trupp Arbeiter befehligte. Auf den Wunsch ihres Mannes blieb sie in ihrer Heimat. Da brachen im Sommer die Blattern aus. Giovanni erlag der tödtlichen Krankheit. Und nun hatte sie den weiten Weg gemacht, das Grab ihres Mannes zu suchen und ihm ein Denkmal setzen zu lassen. Ihr Vater hatte ihr zu diesem Zweck eine bedeutende Summe mitgegeben, und nun war alles fort. Gar nichts war mehr in ihrem Besitz. Und aufs neue begann sie zu weinen.

Der Müller tröstete, so gut er konnte.

Wie erstaunt war die Müllerin, als ihr Mann mit dem fremden Gast nach Hause kam. Bald wußte sie das Geschick der jungen Frau und nahm sich ihrer mit warmer Herzlichkeit an.

Anderntags gab ihr der Müller soviel Geld, daß sie heimreisen konnte. Mit Tränen in den großen Augen und viel heißen Dankesworten schied die Frau von den gütigen Müllersleuten.

Vierzehn Tage später kam das Geld zurück, nebst einem versiegelten Päckchen. Beim Öffnen desselben fiel ein funkelnder Ring heraus. Der Ring war für den Müller bestimmt und von edler Form. Zwei Schlangen wanden sich zu einem leuchtenden Goldreif. Die Schlangenaugen aber waren winzige Brillanten von wunderbarer Schönheit.

Der Müller trug den Ring nie. Er meinte, er wäre zu kostbar für ihn und es ziemte sich nicht, daß eine harte Arbeitshand mit solch einem Schmuckstück proße. Es soll ein Familienerbstück sein, sagten sich die schlichten Leute und legten den Ring sorgsam verwahrt in den Schrank.

Der Müller setzte seine Nachforschungen zur Aufklärung des Diebstahls noch eine zeitlang fort, doch es war alles umsonst. Es war und blieb ein Rätsel, wie die Frau um ihr Geld gekommen war.

II.

Eine pechschwarze Nacht war's. Der Sturmwind fuhr durchs schlafende Tal, blies um Höfe und Hütten und brach sich mit zornigem Geheul an den harten Bergwänden, die wie mächtige Riesen das Tal betreten.

In der entlegenen Talmühle brannte ein flackerndes Licht. Am Tisch saß die Müllerin. Sie hatte ein Buch vor sich, in das sie Zahlen um Zahlen schrieb. Schließlich klappte sie es zu, stützte den Kopf in die Hand und sann.

Zwei Jahre waren es her, seit ihr Mann, der Müller, gestorben war. Ein tödtliches Fieber hatte den so gesunden, kräftigen Mann in wenig Tagen dahingerafft. Tränen traten ihr in die Augen, als sie des geliebten Gatten gedachte, der ihr Stab und Stütze und den Kindern ein liebevoller Vater gewesen war.

Nun stand sie ganz allein da mit den fünf Kindern, von denen das älteste kaum 10 Jahre zählte. Wie furchtbar hart waren die zwei Jahre gewesen! Wie hatte sie ihre ganze Kraft dransetzen müssen, um mit fremden Leuten ihren Betrieb hochzuhalten!

Sie stand auf, trat an die alte, wurmstichige Kommode und entnahm ihr ein prall gefülltes Säckchen. Vorsichtig leerte sie den Inhalt auf die Tischplatte: ein ansehnlich Häuflein Gold- und Silberstücke. Und nun begann sie zu zählen.

Still war's im Haus. Kinder, Gefellen und Gesinde schliefen schon längst. In das Klirren des Geldes mischte sich nur das Ticken der alten Wanduhr und das Heulen des Sturmes.

Je mehr die Müllerin Häuflein um Häuflein aufschichtete, desto zufriedener wurde ihr Gesicht.

Gottlob, sie hatte es geschafft. Zum erstenmal seit dem Tode ihres Mannes konnte sie ihre Einkäufe im Voraus bezahlen, ja wenn noch alles andere gedeckt war, blieb ihr sogar noch ein nettes Sümmchen übrig. Ach, sie hatte sich aber

auch gemüht und geplagt! Aber nun, wenn sie jedesmal so einen Betrag auf die Seite legen konnte, war ihr um die Zukunft ihrer Kinder gar nimmer bang.

Ein heftiger Windstoß fuhr gegen die Scheiben, daß sie klirrten. Die Müllerin fuhr zusammen und warf ein Tuch über das Geld. Dann stand sie auf und zog die Vorhänge dichter zusammen. Und weiter zählte sie, aber sie wurde immer unruhiger dabei. Ihr war, als würde sie beobachtet und ein Gefühl der Beklemmung legte sich auf ihre Brust.

Wieder brach sich ein ächzender Windstoß an der Hauswand. Das Weib schrak empor und jetzt — jetzt war ihr gewesen, als hätte durch eine Vorhangritze ein glühendes Auge gefunkelt. Der Hund lief knurrend durch die Stube. Da löschte die Müllerin das Licht, raffte im Dunkel ihr Geld zusammen und stieg die gewundene Treppe in die Kammer hinauf. Dort schlief seit dem Tode des Müllers die Magd bei ihr.

Sorgfältig verwahrte sie das Geld im Schranke. Sonst hatte es seinen Platz immer unten in der Kommode. Sie schloß die Schranktür und legte den Schlüssel unter ihr Kopfkissen. Dann blieb sie lauschend stehen. Sie hörte nur den Sturm und das Schnarchen der Magd.

Eine Weile überlegte sie: sollte sie nicht die Gesellen rufen, daß sie nachsahen, ob sich niemand ums Haus herumtreibe? Die Zeiten waren unsicher. Seit dem Bahnbau trieb sich allerlei lichtscheues Gesindel herum, das auf Raub und Diebstahl ausging. Schon hatte sie die Hand auf der Türklinke, da fiel ihr ein, daß der Geselle ja doch morgen in aller Frühe aufstände, um seinem Handwerk nachzugehen, würde doch die zwei, drei Stunden bis dort schon nichts passieren.

Noch einmal lauschte sie. Nichts war zu hören als das Heulen des Sturmes im krachenden Gebälk. Sie warf einen Blick auf die ruhig schlafende Magd und schämte sich fast ihrer Furcht. Schon so oft hatte sie abends Geld gezählt und noch nie war etwas geschehen. So würde es auch diesmal nicht anders sein.

Sie kleidete sich aus, und nach einer halben Stunde verrieten die regelmäßigen Atemzüge ihren tiefen Schlaf.

Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht. Ein Geräusch schreckte sie auf. Sie fuhr angstvoll horchend empor. Ach, es würde der Geselle sein, der zu früher Stunde den Leig schlug. Sie läßt sich in die Kissen zurück. Da — wieder ein Geräusch, das war so ganz anders als sonst.

„Mattä!“ rief sie bebend, „Mattä, bist du's?“ Keine Antwort. Die Müllerin stürzte aus dem Bett, tastete nach den Streichhölzern — die Kerze fiel zu Boden, die zitternden Hände versagten. Gott im Himmel, da schlich es schon die Stiege herauf, laßenartig. Sie wollte rufen, schreien, doch kein Laut kam aus der angstverschürzten Kehle. Auch die Magd war erwacht und saß zitternd im Bett. Sie schrie „Jesses, Ma —“, weiter kam sie nicht.

Ein, zwei, drei schwarze Gestalten schnellten heran. Ein kleines Laternchen zuckte mit fahlem Schein durch die Kammer. Kohlschwarz waren die Gesichter der drei mit glühenden Augen — kohlschwarz die Hände.

Schon stand einer neben der Magd, hielt ihren Arm wie mit Eisenklammern, während ein Dolch in unmittelbarer Nähe bligte. Die Magd ahnte: ein Laut, oder eine Bewegung und er stieß zu.



Da schlich es schon die Stiege herauf.

Einer stand neben der Müllerin am Bettcand und hielt diese fest, während der dritte den Schrank aufbrach und darin wühlte.

Bald klirrte der Geldsack in seiner Hand und jetzt die goldene Uhr des Müllers. Der Räuber arbeitete mit unheimlicher Sicherheit. Noch hatte er nicht genug: immer weiter wühlte er mit rasender Hier. Da — die Sparkassen der Kinder, jahrelang zusammengesparte Kreuzer, alles stopfte der Unerfättliche ein. Jetzt hielt er das Kästchen mit den paar kleinen Schmucksachen und dem Ring der Italienerin in den Händen, da löste sich die Erstarrung der Müllerin. Sie wollte auf ihn losstürzen, ihm den Raub entreißen, mit Riesenkraften wehrte sie sich; aber ihr Gegner war stärker. Ein Knäuel schob sich in ihren Mund und ein scharfgeschliffener Dolch bligte vor ihren Augen. Sie griff darnach, wollte ihn dem Feind entreißen, der zog ihn zurück. Blut färbte den Boden. Ein roter Brunnen quoll aus der zerfetzten Hand. Wahnsinniger Schmerz durchzuckte den Körper des Weibes, ein Stöhnen vergurgelte in der

Kehle. Der schwarze Teufel gab ihr einen Stoß, daß sie hart auf den Bettpfosten fiel. Und schleichend, wie sie gekommen, verließen die Räuber das Gemach.

Matthä, der Altgeselle, fuhr aus tiefem Schlaf empor. Der Mühlbub schüttelte ihn, daß ihm schier der Atem ausging.

„Du“, schrie er, „stand doch uff, d'Meisterin hält wia en Schloßhund, 's muess ebbis gei ha, da vorne!“

Der Geselle fuhr wie der Blitz in die Hosen. Da war das Weinen schon an der Tür.

„Um Gott's wille mache doch uff!“

War das die Meisterin? Der Bub sprang zur Tür und spergte sie auf. Da stand die Müllerin mit geschwärmtem, verzerrtem Gesicht über und über mit Blut besudelt. Hinter ihr, eine Kerze in der Hand, schwankte die zähneklappernde Magd.

Ein breiter Blutpfad zog sich über den Gang. Kinderfüße trippelten darüber. Sie kamen, durch das Schreien vom Schlaf geweckt, wie aufgeschreckte Vögelchen in ihren Hemdchen daher und weinten laut, als sie die Mutter so voll Blut sahen. Die hob die zersehte Hand, an der die Finger wie blutige Klumpen hingen.

„D helfe m'r doch!“ kam es stöhnend von den blutleeren Lippen, dann sank sie zusammen. Der Geselle fing sie auf, trug sie auf sein Lager, riß Streifen aus den Bettbezügen und legte einen Verband um die entseßlich zugerichtete Hand der Meisterin.

Der Knecht trieb die Pferde aus dem Stall und raste in die ziemlich weit gelegene Stadt um Arzt und Gericht zu holen.

Noch in der Nacht trafen sie in der Mühle ein. Während der Doktor sich um die immer noch Bewußtlose mühte, nahmen die Gendarmen den Tatbestand auf.

Die Räuber waren durch das Tor in der Lenne eingebrochen, hatten sich dann mittels Wachstreichhölzer, die überall verstreut lagen, zurechtgefunden und waren so in die Stube gelangt. Der Umstand, daß der sonst so wachsame Hund keinen Laut von sich gegeben hatte, ließ vermuten, daß die Einbrecher in der Mühle nicht fremd gewesen waren.

Der Verdacht der Gendarmen richtete sich denn auch auf die Gesellen und Knechte, die so gar nichts gehört haben wollten. Sie wurden solange einem peinlichen Verhör unterzogen, bis die Müllerin, die sich endlich aus ihrer Ohnmacht erholt hatte, ein ganz entschiedenes Wort für sie einlegte.

„Ich kenn' mine Leut“, sagte sie kurz aber bestimmt, „von dene tuet m'r kein's ebbis! Für jedes könnt' i d'Hand ins Füür lege.“

Am folgenden Tag wurde die ganze Umgebung abgesucht. Etwa eine Viertelstunde unterhalb der Mühle war unter einer Brücke eine Art Höhle. Dort fand man das Säckchen, in dem das Geld verwahrt gewesen. Auch einige Geldstücke und kleinere Münzen lagen zerstreut

umher. Es war kein Zweifel: hier hatten die Räuber ihre Beute geteilt!

Auf den zwei Stunden weit entlegenen Bahnhof waren an jenem Morgen früh um vier Uhr drei fremde Wanderer gekommen, die nach dem Abgang des ersten Zuges frugen. Als sie hörten, daß der Zug erst nach sechs Uhr fahre, taten sie sehr eilig, sagten, sie könnten unmöglich warten und müßten nun eben den Weg zu Fuß machen. Auch hier wurden mit Bestimmtheit die Räuber vermutet.

Es wurde eine hohe Belohnung auf das Erfassen der Verbrecher gesetzt. Mancher alte Müller- und Bäckergehilfe, der einst in der Lalmühle im Dienst gestanden, wurde verhaftet, sämtliche aber konnten ihre Unschuld nachweisen und mußten wieder freigelassen werden.

Gar oft kamen diese armen Teufel dann zu der Müllerin, machten ihr Vorwürfe oder jammerten, daß sie durch die Haft heruntergekommen wären, daß ihr Leben nun einen Makel habe und klagten solange, bis ihnen die Müllerin in ihrer warmherzigen Art unter die Arme griff. Manches Kleidungsstück und mancher Taler wanderte mit solch alten Gesellen.

Die Müllerin hatte lange an den Folgen jener schrecklichen Nacht zu tragen. Ihre ganze Willenskraft schien gebrochen zu sein. In den ersten paar Wochen blieb sie keine Minute allein.

Da hatte sie eine tatkräftige Hilfe an ihren Verwandten vom „Krug“. Sie nahmen sich mit warmer Teilnahme der Müllerin an. Allnächtlich hielten sie Wache in der Mühle, einmal um die arme Frau zu beruhigen, dann aber auch für den Fall, daß die Räuber es noch einmal wagten. Aber nichts geschah. Der Hund hatte sein Leben lassen müssen, und ein großer Bernhardiner lag jetzt abends zu Füßen der Müllerin.

Die verlesete Hand war geheilt, blieb aber verkrüppelt. Auf dem vordem so dunklen Haar lag ein zerstäubter Hauch.

„Vom Geld will i nimmi schwäze, pflegte sie oft zu sagen, „dös isch doch futsch, nu grad wisse möcht i, wer m'r dös atue het. Wenn mi unser Herrgott nu sell no erlebe ließ!“

Doch es schien ihr Wunsch nicht in Erfüllung zu gehen. Jahre um Jahre verrannen. Die Müllerin hatte sich wieder emporgeschafft. Die Kinder gerieten gut und wurden groß.

III.

Der Wirt zum silbernen Rössel saß beim Zehnuhrschoppen. Um diese Zeit kam selten ein Gast, da konnte er sich's gemütlich tun. Vor ihm auf einem Teller lagen ein Paar Bratwürste. Der Wirt sog den lieblichen Duft genießerisch ein.

Heut' war ihm so recht behaglich zumute, dem Rösselwirt. Vor ein paar Tagen hatte er eine große Bälernhochzeit gehabt, die ihm einen hübschen Profit eingebracht hatte. Mochte der Krugwirt droben überm Fels auch noch so groß tun, er, der Rösselwirt, würde doch nicht mit ihm tauschen. Er hatte ein warmes Plätzchen, nah bei der Kirche, seine Gäste waren durchweg

gediegene Leute, während droben allerlei zweifel-
hafte Elemente einkehrten.

Er tat einen mächtigen Schluck. Sein gut-
mütiges Vollmondgesicht strahlte. Da flog die
Türe auf und Annagret, seine Älteste, stürmte
herein mit blonden Zöpfen und blankem Gesicht.

„Wadder, 's kumt en Zweispanner d'Etroß
rab, un 's sitze zwei Herre drin. D'Mueter het
gseit, du sollstich au e fründli G'sicht mache,
wenn sie rikumme, it daß sie unter d'r Tür wie-
der umkehre!“

freilich auch ein hübsches Cümmchen, doch die
ihn tranken, konnten's bezahlen.

Er trat vom Fenster zurück, trug die Reste
seines Bessers in den Schank, rieb den Tisch
sauber und rückte die Stühle zurecht.

Da öffnete sich die Tür, und herein trat der
Krugwirt, der inzwischen ein behäbiger Sech-
ziger geworden war, und ein schlanker, feiner
Herr mit langem, rötlichem Vollbart, der einen
seltsamen Kontrast zu dem brünetten Gesicht
bildete.



Waldesfrieden

von Joseph Freiherr von Eichendorff

Ich stehe in Waldeschatten
wie an des Lebens Rand,
die Länder wie dämmernde Matten,
der Strom wie ein gülden Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
über die Wälder herein,
ein Reh hebt den Kopf erschrocken
und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
im Traum von der Felsenwand,
denn der Herr geht über die Wipfel
und segnet das stille Land.

Husch, war sie fort. Ihr lachendes Gesicht
schaute nochmals zur Tür herein.

„Uff uns bruchsch di it verlosse, d'Mueter
kan it vom Koche weg un ich mueß im Stall no
em Rechte gucke!“

„E Sapperlotsmaidli, d' Annagret!“ lächelte
der Wirt in sich hinein, indem er ans Fenster
trat, um nach dem Fuhrwerk Ausguck zu halten.

Da fuhr der Zweispanner in schlankem Trab
daher. Das war kein Distelhausener Gespann,
mußten also Fremde sein. Wie gut, daß gestern
der neue Wein gekommen war. Der Beste vom
Guten! Ha, wie hatten sie geschuftet, bis das
mächtige Faß im Keller war! Und ein guter
Einfall wars gewesen, daß er's gleich ange-
stochen und probiert hatte. Ein feiner Tropfen
war's, mit dem konnte er Staat machen. Kostet

Der Köffelwirt war baß erstaunt, den Krug-
wirt, der selten den Weg zu ihm fand, zu dieser
Stunde als Gast bei sich zu sehen.

„Guten morgen, Köffelwirt! Gast herablas-
send klang des Krugwirts Gruß. Und dann
stellte er mit einer gewandten Bewegung seinen
Begleiter vor: Baurat Hammerstein von Karls-
ruhe.“

Des Köffelwirts rotes Gesicht wurde noch
röter. Ordentlich klein kam er sich vor neben
diesen Herren. Er dienernte die Gäste an den ge-
deckten Tisch und fragte nach ihrem Begehr.

Doch der Krugwirt drückte ihn auf den Stuhl
neben sich.

„Erst das Neueste, Kollege! Weißt du schon,
daß ich ein Hotel auf dem Berg erstellen will?
Groß, schön und sonnig soll es werden droben

überm Fels! Meine Wirtschaft wird zu klein, ich kann die Gäste besonders Sonntags nicht mehr unterbringen. Ein Kurhaus soll's werden — ein ganz moderner Bau. Deshalb ist der Herr Baurat bei mir gewesen und hat die Sache eingesehen.

Aber — keine Angst, lieber Kollege, er legte seine Hand auf den Arm des Köffelwirts, der wie vom Schläge gerührt dasaß — „für dich wird's kein Nachteil sein; im Gegenteil: deine Wirtschaft wird sich füllen mit den Fremden, die Land und Leute kennen lernen wollen.“

Der Wirt erhob sich und stemmte seine Fäuste auf den Tisch. Blaue Wern schlugen an den Schläfen.

„Du, du willst e Kurhaus baue, bei uns — in Distelhausen? Du — du bist jo verrückt! E Kurhaus willst sage he?“ schrie er grob. „Da soll doch der Dei — —“

„Mann, bleiben Sie doch gescheit!“ mischte sich jetzt der Baurat, der bisher schweigend dagesessen, in den Streit, „das ist nun mal so der Lauf der Dinge. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen. Immer muß das Alte dem Neuen weichen. Gerade hier in dieser wunderbaren Gegend, inmitten der duftenden Tannenvälder, ist ein solches Kurhaus zweckentsprechend. Denken Sie doch mal an die Städter, die jahraus, jahrein in den dumpfen Gassen leben, die wollen sich erholen in der Natur, in der Freiheit der Berge, in reiner Luft. Das wird ein Zustrom werden, von dem nicht nur der Krugwirt Nutzen schöpfen wird, sondern ihr alle. Begreifen Sie doch, daß — — —“

„Nix begreif i“, rief der Köffelwirt, „nix begreif i, als daß ihr beide ins Narcehus g'höre!“

Der Krugwirt wollte auffahren, der Baurat hielt ihn zurück. Er legte seine schlanke, braune Rechte auf die des Köffelwirts.

„Regen Sie sich nicht unnötig auf, Herr Wirt. Die Sache wird erst nächstes Frühjahr in Angriff genommen werden. Bis dahin ist noch Zeit und Sie können ihre Meinung noch ändern.“

Bringen Sie uns jetzt einen Liter vom Besten und drei Gläser, dann stoßen wir mal an auf ihr Wohl, Herr Wirt!“

Die freundlich-bestimmte Art des Baurats wirkte besänftigend auf den Erregten. Er nahm den Schlüssel von der Wand und stieg in den Keller hinab, um vom „Besten“ zu holen.

Denen wollte er zeigen, daß er was Rechtes im Keller hatte. Diese Bande, die ihm, grad nur ihm zuleid, ein Hotel erstellen wollte, um ihn zu verdrängen, diese Prohengesellschaft!

Zornig knirschte der Schlüssel im Schloß. Stolz besah er das mächtige Faß. Er hob das Glas, drehte den Hahnen auf, aber kein Tropfen lief heraus. Er drehte und drehte, es kam nichts. Mit zitternder Hand klopfte er ans Faß und — erstarrte vor Schreck. Ein hohler Ton erscholl, — das Faß war leer — leer.

Dem Köffelwirt wurde so elend, daß er sich ans Faß lehnen mußte. Leer — fort — gestohlen —. Plötzlich kam Leben in ihn. Er füllte

das Glas am zweiten Faß und stürmte die Treppe empor, schnurstraks in die Küche. Dort warf er sich auf einen Hocker.

„Fig, Laudon, Stern, Latern — —“ fing er an. Er war gewiß kein Flucher, der Köffelwirt, aber heute kolkerte es über seine Lippen, wie schwere Bergsteine.

„Um Gott's wille!“ Die Wirtin ließ den Kochlöffel fallen und lief zu dem Lobenden. „Ma, hör doch uff! Wenn dös ebber hört, kumt kei rechte Mensch meh in d'Wirtschaft!“

„Wenn au“, schrie der Wirt, „i han jo doch nix meh zum usschenke! 's Faß isch leer, d'r Wi isch furt, kei Tropfe isch meh do!“ Er stöhnte: „vierhundert Liter vom Beschte!“

„Heilige Mueter Gottes, sell wird doch it si!“ jammerte die Wirtin. „Hesch de Hahne it zueg'macht gestern nacht?“

„Dumme Kachle, no dat d'r Wi jesh no im Keller rum laufe. All's isch trocke. 's Fenster isch zue und Tür isch verrieglet gsi. Wenn do kei Hezerei debei isch, weiß i nig —“

„Herr Wirt, haben Sie uns ganz vergessen?“ Der Baurat stand unter der Rükchentüre. „'s wird so allmählich Zeit auf —“ er brach ab — „aber wie sehen Sie aus, Herr Wirt? Ist Ihnen etwas passiert?“

Der Wirt erhob sich. Er nahm die Literflasche und folgte dem Herrn in die Wirtsstube, während ihn ein trockenes Lachen schüttelte:

„'s isch weiter nig. Ein m'r nur vierhundert Liter Wein g'stohle worde heut nacht. Vierhundert vom Beschte!“ fügte er noch hinzu.

Der Baurat war entsetzt.

„Nein, so was in so einem kleinen Nest wie Distelhausen! Hat's hier so gefährliche Menschen?“ Und ganz aufgeregt erzählte er dem Krugwirt das Geschehene.

Der schlug die Hände überm Kopf zusammen.

„Das ist aber unheimlich! Da kann man sich zusammennehmen, wenn solche Elemente ihr Unwesen treiben!“

„Aber raus muß es, rief der Köffelwirt und wenn ich en O'heime komme losse mueß!“

Einen Moment schien es, als ginge ein Schatten über die Büge der Herren, dann sprach der Baurat mit viel Überzeugung:

„Wenn ich Ihnen raten darf: tun Sie das nicht, Herr Wirt! Diese Leute verlangen sehr viel Geld für ihre Arbeit und in solch schweren Fällen bringen sie doch nichts heraus. Dann haben Sie den Schaden doppelt. Passen Sie auf, stellen Sie Wache, dann erwischen Sie die Brüder, die sicher wieder kommen, auf frischer Lat.“

„Ja“, sagte nun auch der Krugwirt zu seinem Kollegen gewandt, „du weißt doch noch, Köffelwirt, damals bei dem Einbruch in der Mühle, wie hat man dort alles aufgeboden und nichts hat man herausgebracht, gar nichts. Ich hab' dort ja selber sehr mit meinen Verwandten gelitten.“

Der Köffelwirt hob die Hand. „Kei Rueh solle sie habe, die Lumpekerle, bis unser Herrgott sie g'funde hett!“

Der Krugwirt zog die Uhr.
„Es ist höchste Zeit, Herr Baurat, sonst fährt Ihnen der Zug vor der Nase weg.“ Und hastig verabschiedeten sich die Herren.

IV.

Wieder waren Jahre vergangen. In Distelhausen hatte sich manches verändert. Zwar war das Kurhaus nicht gebaut worden, aber die Wirtschaft zum „Krug“ blickte breiter und profziger zu Tal, als je.

Der alte Krugwirt war in einer stürmischen Vorfrühlingsnacht, zur Zeit der Schneeschmelze, da der Föhn über die Berge fuhr, die Wälder schüttelte und die Erde lockerte, von einem herunterstürzenden Felsblock zur Nachtzeit erschlagen worden.

Ein paar Monate später — man hatte sich von dem ersten Schrecken kaum erholt —, wurde Pedro in einer wüsten Schlägerei erstochen.

Daraufhin war es aus gewesen mit dem Planen. Der Wirtsohn verheiratete sich und übernahm das Anwesen. Nebenbei war er Ratsschreiber und Gemeinderichter, war klug und umsichtig und stand im ganzen Dorf in hohem Ansehen.

Im silbernen Köffel war es in den letzten Jahren bergab gegangen. Der einst so mütterliche Wirt hatte jetzt oft „en Glanz im Gesicht“ wie die Dörfler sagten. In diesem Zustand erzählte er jedem Gast, ob er's wissen wollte oder nicht, daß das Geschäft miserabel gehe, daß er immer nur Rechnungen bezahlen müsse und keine Einnahmen habe, daß alles wie verberst sei, daß er vor dem Bankerott stehe und daß er „sein Sach“ am gschweisten heut schon verkaufen tät, bevor es andere tun würden.

Die einen waren voll Schadenfreude und gönnten dem Köffelwirt sein Mißgeschick, den andern war das Lamentieren so zuwider, daß sie einfach sein Haus mieden. Man scheute am Sonntag den weiten Weg zum Krug hinauf nicht. Dort wurde man jederzeit freundlich empfangen und nobel bedient. Man bekam weder ein Lamento zu hören, noch ein mürrisches Gesicht zu sehen.

Die Köffelwirtin bot alles auf, das Geschäft wieder flott zu machen, aber was sie aufbaute, riß ihr Mann durch seine Unverständigkeit nieder. Er hatte sich in den Gedanken verbohrt, es ruhe seit jenem großen Weindiebstahl etwas wie ein Fluch auf seinem Haus, der nicht eher weiche, als bis der Fall geklärt sei. Von dieser beinahe krankhaften Idee konnte den Köffelwirt kein Pfarrer und kein Doktor abbringen.

„Dr Deifel isch im Hus un der holet no als, wa do isch!“ pflegte er in einem Ton zu sagen, daß den Leuten ein Grauen kam.

Die Wirtin rang im Stillen verzweifelt die Hände. Und jeden Abend in der Dämmerung schlich sie in die nahe Dorfkirche und flehte zum größten Helfer jeder menschlichen Not um Änderung der schier erdrückenden Verhältnisse. Sie wußte: lang konnte es so nicht weitergehen.

Es war ein Samstagabend im Herbst. Sturm schlug die Stoppelfelder und jagte die Wolken am Himmel dahin. Um die einsame Mühle sang er sein Lied. Im Gebälk war ein Stöhnen und Achzen, als ringe ein Sterbender in Todesnot.

Sonntägliche Ruhe war im Haus. Die Müllerin mit ihrem schlohweißen Haar saß am Fenster mit einer Flickarbeit, die vergessen im Schoße ruhte. Ihre Augen gingen durchs Fenster auf den nahen Wald, mit dem der Wind sein tolles Spiel trieb. Aber die wogenden Bäume schob sich die Dämmerung wie ein schwarzer Mantel.

Ein Schauer überflog die Gestalt der Frau. Seltsam: daß sie gerade heute so lebhaft an jene furchtbare Nacht denken mußte. Zwanzig Jahre waren es her. Welch lange Zeit! Nun würde es nie mehr an den Tag kommen, wer sie beraubt und zum Krüppel gemacht hatte. Und doch — es ist nichts so fein gesponnen — — flüsterte die Müllerin auch heute noch leise.

Der junge Müller trat sonntäglich gewandert in die Stube. Er war ein schlanker, fehniger Bursch und schlug in allen Stücken seinem seligen Vater nach. Die blonde Annagret vom silbernen Köffel ward mit ihm versprochen und nächstes Frühjahr sollte fröhliche Hochzeit sein.



Mit zitternder Hand klopfte er ans Faß . . .

„Mueter, i mueß no in d'Stadt ni, han wichtige G'schäfte. Do zwölfe kann's hit nacht were, bis i heimkumm.“

„So schpot“, tat die Müllerin erschrocken, „blib it z'lang, weisch: i han allerweil no d'Angst im Herze von sellere Nacht — un grad hit — i weiß it, wa dös au isch, daß i d'r ganz Dag dra denke mueß!“

„Aber Mueter“, sprach der Bub mit einem mitleidigen Lächeln um den Mund, „bruchsch doch jez kei Angst meh ha. D'r Marti hett all der Revolver g'richt, sell weisch doch! Jez soll e mol so e Bände kumme — o wenn mir selli Zit groß gsi were —!“ sezte er heisatmend hinzu.

Die Mutter hob die verkrüppelte Hand. „Wenn's e G'rechtigkeit git, un 's git eine, no wird sie selli Mensche z'finde wisse!“

„Du Mueter“, wandte sich der Sohn nochmals zur Müllerin, „meinsch it au, daß sell di glüche Kerle gsi sin, wo 's Köffelwirts Wi g'schtolle hen? I glaub's fescht!“

„Dös weiß d'r liab Gott, Bua, doch jez gang, daß wieder heimkum'sch!“

Die Müllerin lauschte auf die Schritte des Davoneilenden.

„Grad wia si Badder: so stark un uffrecht,“ flüsterte sie fast zärtlich.

Es war am Sonntag morgen. Der junge Müller war zum Kirchgang gerüstet und wollte eben die Stube verlassen. Da wandte er sich unter der Tür noch einmal zur geschäftig hin- und hereilenden Müllerin.

„Mueter, isch unjer Vetter allerweil so en B'sondere gsi?“

D'r Kruegwirt? — Nit, daß i wüßt! Doch wege was frag'sch?“

Und der junge Mann erzählte.

„Gestern nacht, wo i mini G'schäfte erledigt g'ha han, bin i in d'r Sonne ikehrt un han e Glas Bier b'stellt. 's isch alles leer gsi, bis uff d'r rund Tisch obe in d'r Stube. Dort isch d'r Kruegwirt g'sesse mit e paar feine Herre vom Städtle, drunter d'r Amtma, der Doktor un d'r Apotheker. Si hen g'spielt mitenander und hen mich net in Acht g'nomme. I han e Wili zueguckt un uf aimol isch m'r d'r Vetter uffg'salle. Er isch so zersahre gsi un hett all's verschpielt, bloß weil'r nit uffpaßt hett. B'ständig hett'r an d'Uhr guckt, un wia's else g'schlage hett, hett'r d' Karte mitte im Spiel uff d'r Tisch g'worfe isch uffg'sprunge un het gsait:

„'s isch Zeit ihr Herre, ich muß fort! Adje mitenander!“ un furt isch'r gsi.

Die ganz G'sellschaft isch baff gsi. Si hen enand aguckt un schließlich hen sie g'lacht.

„Ein komischer Kauz“, hett einer g'sait un en and're hett gemeint: „Der Krugwirt gibt noch ein Geiztragen, daß er wegen dem bisle verlorenen Spiel so aus 'em Häusle kommt.“

„Jo“, han i denkt un han ustrunke, „der wurd sie wohl über andre Sache uffs'halte ha, als über di paar Pfennig.“

„Jo, jo, er hett halt au viel z'denke, d'r Vetter. So en Pöschte isch allerweil e verantwortungsvolle Sach un grad die letzte Woch mit'm große Holzverkauf un Schuelhusbau.“

Der Sohn trat ganz nah zur Mutter. „Waisch au Mueter, wa sie im Dorf munkle? — 's stimm nit ganz bim Kruegwirt in d'r Kass.“ —

Da fuhr die Frau auf. „Bua, sag nu au so e G'schwäg mit witer. D'r Vetter isch rüch und a'gebe, en Ehrema isch'r, un wa hett'r nu selli Zit, vor zwanzig Johre nit alles tue für mich, sell dank'm hit no!“

Ehe der Junge erwidern konnte, klopfte es hart an der Tür und herein traten zwei Gendarmen.

Die Müllerin erschrak so, daß sie sich setzen mußte. Gendarmen am Sonntag vormittag! —

„Entschuldigen Sie die Störung“, sprach der eine, indem er ein Päckchen herauszog. „Kennen Sie diese Dinge vielleicht, Frau Wegener?“

Damit kramte er aus: ein paar kleine Schmucksachen, eine goldene Uhr mit Kette und ein Ring mit Schlangenköpfen, auf denen die Augen fehlten.

Die Müllerin stieß einen Schrei aus und wäre vornüber gesunken, wenn nicht der andere Gendarm rechtzeitig beigeprungen wäre.

Wo — woher isch — wer, wer? — leuchte sie.

„Fassen Sie sich, Frau Wegener, es ist ein geriebener Schurke, dem wir schon lange auf den Fersen sind: der Krugwirt, Ihr sauberer Vetter! Gestern hat er noch 20 000 M. Holzgeld für die Gemeinde abgehoben und ist damit flüchtig gegangen. Gefälschte Wechsel mit hohen Beträgen sind im Umlauf. Ein Gauner, wie er im Buch steht.“

V.

Das Schiff schaukelte auf dem Dzean. Ein wunderbarer Spätherbsttag lag über See. Leicht kräuselten sich die Wellen im Winde. Sonnen- glut spiegelte sich tausendfach in den blauschil- lernden Wogen.

An der Keeling lehnte ein Herr mit blauer Brille und langem, schwarzem Vollbart. Un- beweglich stand er, den Blick starr auf's Meer gerichtet. Zuweilen ballten sich die Hände des elegant Bekleideten zu Fäusten. Wie langsam doch das Schiff fuhr! Viel zu langsam! — Er mußte doch schnell hinüberkommen in den andern Erdteil! — Vielleicht, daß er da drüben Ruhe fand. — Vielleicht, daß dann der Hammer in seiner Brust das unerbittliche Klopfen ein- stellte — dieses Pochen Tag und Nacht. — Vielleicht. . .

Ein anderer Herr ging langsam an ihm vor- bei, scheinbar, ohne ihn zu beachten. Und doch gingen die scharfen Luchsaugen prüfend zu dem schwarzbärtigen Herrn hin.

Der sah ihn nicht, so sehr war er in Ge- danken versunken. Da blizte es im Auge des andern plötzlich auf. Eine ungeschickte Berwe-



„O, meine wertvollen Steine!“

gung, das Kästchen, das er unterm Arm trug, fiel zu Boden. Ein feines Klirren und Klitren sprang über Deck.

„Oh!“ Der Mann, der den Eindruck eines Händlers machte, bückte sich ängstlich, „o meine wertvollen Steine!“ rief er leise aus, doch so, daß es der andere verstand.

Der Herr im Bart drehte sich jäh um und warf einen Blick voller Gier auf die funkelnden Gegenstände, die der Eigentümer langsam zusammensuchte.

„Sind sie echt?“ frug der Schwarze mit heiserer Stimme.

„Bitte sehr! — Was glauben denn der Herr von mir? Bin ich umsonst gewesen zehn Jahre ehelicher Juwelenhändler? Kaufe jederzeit Schmuck und Steine, am liebsten von einzelstehenden Personen“ — er machte eine Pause — „o da wird verkauft manch' schönes Stück,“ fügte er blinzeln hinzu.

Der andere schien zu überlegen. Seine Hände zuckten nervös. Dann trat er ganz nahe heran. Der Händler hatte seine Schmucksachen beisammen. Stöhnend erhob er sich.

„Hat der Herr vielleicht zu verkaufen eine Kleinigkeit? Machen wir ein Geschäftchen — reelle Bezahlung!“

Der elegante Herr griff in die Brusttasche und hielt dem andern plötzlich zwei winzig kleine aber wunderbar strahlende Brillanten entgegen.

„Wie viel?“ frug er kurz.

Der andere schmunzelte. Er prüfte eine Weile, griff in seinen Rock und auf einmal lag eine Hand schwer und wuchtig auf der Schulter des Schwarzbärtigen, und mit den Worten: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“ legte er

blitzschnell Handschellen um die Handgelenke des wie versteinert Dastehenden. Dann schlug er den Rock zurück.

„Justus Frank, Geheimpolizist“ stand da auf einem kleinen Schildchen zu lesen.

Der Gefesselte knirschte in ohnmächtiger Wut. Da riß ihm der Beamte den schwarzen Bart weg, Perücke und Brille flogen zur Erde und siehe: da stand der Krugwirt von Distelhausen.

„Geben Sie sich keine Mühe, mein Lieber! Sie werden steckbrieflich verfolgt. Hoffentlich haben Sie die Zwanzigtausend noch unverfehrt bei sich. Mit dem nächsten Dampfer reisen wir miteinander nach Deutschland zurück,“ sprach der Beamte in strengem Ton.

Da wurde der Krugwirt stumm. Die stieren Augen gingen gerade aus, und mit keiner Silbe beantwortete er die Fragen des Detektivs.

Der Prozeß war bald beendet.

Der Krugwirt gestand alles ein. Er hatte damals auf Geheiß seines Vaters der Italienerin das Geld aus der Tasche gestohlen. Vater, Sohn und Schwiegersohn hatten die Müllerin beraubt und nachher die guten Vettern gespielt.

Die drei Spießbuben hatten das große Weinfäß des Rößelwirts mittels eines Gummischlauches geleert. Den Kellerschlüssel hatten sie schon Jahre zuvor gestohlen, während der Rößelwirt im guten Glauben, ihn verloren zu haben, sich einen neuen anschaffte. Am Tage nach der Raubnacht hatten sie dem Rößel den beschriebenen Besuch gemacht, wobei Pedro den Baurat Hammerstein gespielt hatte.

Einmal wollten sie sich an der Wut des Rößelwirts ergötzen, dann aber auch ihn abhalten vor einer ernstlichen Verfolgung der Sache.

Später, als ein wenig Gras über die Geschichte gewachsen war, hatte der Krugwirt jahrelang mit dem Rößelwirt dessen Wein geteilt. Dabei war er so raffiniert vorgegangen, daß er gar nie in Gefahr kam, erwischt zu werden.

Die unterschlagenen zwanzigtausend Mark, die für den Schulhausbau bestimmt waren, konnten wieder beigebracht werden. Blieben noch die zahlreichen Wechselfälschungen und kleineren Diebstähle, die der Angeklagte auf dem Kerbholz hatte.

War das ein Tag, als der weitum angesehene Krugwirt, der Sohn eines einst so prächtigen Vaters, für lange, lange Jahre ins Gefängnis wandern mußte!

Dem Rößelwirt fiel es wie Schuppen von den Augen, als ihm der Gendarm den bei der Hausfuchung zu Tage geförderten, alten Kellerschlüssel übergab. Der Bann wich von ihm, er wurde der alte, gemüthliche Gastwirt, bei dem jedermann gerne einkehrte. Die Wirtin dankte Gott und trug ein paar große Kerzen in die Kirche.

Und dann gab es ein fröhlich' Rüsten auf die Hochzeit der Annagret mit dem jungen Müller. Ein feines Fest war's. An diesem Tag trug der Müller den kostbaren Ring mit den wieder eingesehten Brillanten.

Die alte Müllerin konnte es immer noch nicht fassen, daß ihre nächsten Verwandten ihr so übel mitgespielt hatten. Sie schüttelte noch immer den Kopf:

„Ist es möglich? — ist es möglich?“ —



Heiliges Ahnenerbe

von Joseph Georg Oberkofler



Die Reihe meiner Väter geht weit hinauf.
Zahlreich waren Söhne und Töchter.
Viele Höfe nannten sie eigen.
Doch der Hof am Gföllberg
Blieb dem Ersten des Stammes immer
Schon durch Jahrhunderte.

Weit ist die Kammer. Uraltes Gebälk
Schimmert warm um sonnige Fenster.
Truhen stehen an den Wänden,
Aufbewahrend den Sonntagsstaat,
Tuchballen, Loden und Leder,
Alte Flinten und einen ehernen Bogen,
Ein heiliges Erbstück.

Hier ruht Geschlecht um Geschlecht.
In dieser Kammer steht Wiege und Sarg.
Auch legen die Töchter
Den Brautschmuck an und den silbernen Gürtel,
Wohlverschlossen im eschenen Spind.
Jeder ist hier ein Kasten bereit,
Ein Spinnrad und eine Lagerstätte,
Wenn sie den Hof verläßt,
Folgend dem Manne.

Fest ist das Haus und wohlgeordnet.
Uralter Gewohnheit trautes Geseß
Waltet von Vater auf Sohn.
Denselben Gang geht der Enkel früh,
Und ruht auf der steinernen Bank am Tore aus,
Wenn der Abendwind wie vor Jahrhunderten
Sich rüstet zum Gang über den Gföllberg,
Erst leise und lieblich,
Bis er gen Mitternacht hinströmt
Brausend über die Welt.